WerkstattGeschichte 33, Ergebnisse Verlag, Hamburg 2002, S. 59-77

■ JOAN WALLACH SCOTT

Feministische Echos und Nachbeben[1]

Im März 1942, nur wenige Monate nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Zweiten Weltkrieg, schrieb der Yale Historiker Stanley Pargellis, seines Zeichens Vorsitzender der Programmkommission für das Jahrestreffen der *American Historical Association*, an Dorothy Ganfield Fowler, Professorin am Hunter College, in ihrer Eigenschaft als Schriftführerin der *Berkshire Conference of Women Historians*. Er wandte sich an »Mrs. Fowler« (während alle Männer, auf die er in seinem Brief Bezug nimmt, mit »Professor« bezeichnet werden) mit der Bitte um Rat. Passenderweise lautete das übergeordnete Thema der Jahrestagung 1942 »Civilization in Crisis«, und die Programmkommission (die sich ursprünglich nur aus Männern zusammengesetzt hatte) hoffte, eine Sitzung zum Thema »Frauen und die großen Zivilisationskrisen« organisieren zu können. Wenn es gelänge, die richtigen Forscher oder Forscherinnen zu finden, dachte Pargellis, »we might produce an original and significant session of two or three papers, one on the changing functions of women in the fifth or the sixteenth centuries, and one on the nature of the problem today.«[2] Fowler empfahl in ihrer Antwort zwei Forscherinnen: Dr. Pearl Kibre, eine Mediävistin, und Dr. Mary Sumner Benson, eine Amerikanistin mit dem Spezialgebiet 18. und 19. Jahrhundert. Mit vorbildlicher fachlicher Rechtschaffenheit schlug sie vor, dass die Frage nach dem gesellschaftlichen Status der Frauen in der Gegenwart von Teilnehmern und Teilnehmerinnen wohl am besten informell erörtert werden solle, da es wenig zuverlässiges Material für eine wissenschaftliche Untersuchung gebe.[3] Am folgenden Tag wies Professor Pargellis ihren Vorschlag brüsk zurück:

> *»Dear Mrs. Fowler, [schrieb er], I am glad that you were interested in the subject about which I wrote you, but must confess that I was disappointed to find that so little attention has been given to the problem of the way in which the status of women reflects the character of a civilization. I gather from your letter that both Dr. Kibre and Dr. Benson have been concerned with descriptive treatments only, and that there is no one who could handle for the great critical periods a more interpretive approach. If my understanding of your letter is the right one, I think that we had better abandon plans for a session upon this important topic.«*[4]

---

1 Vortrag auf der Berkshire Konferenz am 7.6.2002.
2 Schlesinger Library. Mc 267 Papers of the Berkshire Conference of Women Historians. Brief vom 6.3.1942.
3 Ebd., 18.3.1942.
4 Ebd., 19.3.1942.

Wenige Tage später schrieb Fowler zurück und versicherte Pargellis, dass die von ihr empfohlenen Forscherinnen sehr wohl zu einer analytischen Herangehensweise in der Lage seien. Sie schlug vor, dass die *Berkshire Conference* die volle Verantwortung für die Sitzung übernehmen werde.[5] Pargellis erwiderte, dass die Programmkommission gewillt sei, die Frauenhistorikerinnen weitere Möglichkeiten sondieren zu lassen, aber »without comitting ourselves in any way«. Sein Brief fuhr fort mit einer höchst herablassenden Darlegung seiner Erwartungen, indem er Begrifflichkeiten (»by sweeping change we mean something more profound and more long range than a war...«) und Zeitabschnitte definierte (»As for the American Revolution, we have come to the conclusion that it is of insufficient significance to stand along with the shift from medievalism to modernity as a period of crisis.«)[6] Fowler erwiderte höflich, dass sie all diese Punkte bei dem bevorstehenden Treffen der *Berkshire Conference* aufgreifen werde, aber für die Zeit danach liegt keine Korrespondenz mehr vor.[7] Es kam jedoch ohnehin nicht zu einem Jahrestreffen der *Association* im Dezember 1942. Auf Wunsch des *Office of Defense Transportation* (der damaligen Entsprechung des *Office of Homeland Security*) wurde es abgesagt. Stattdessen veröffentlichte die *Association* eine Reihe von Aufsätzen, die für die Konferenz vorbereitet worden waren; angesichts der Korrespondenz, die ich gerade vorgestellt habe, wird es Sie nicht überraschen, dass das Thema »Frauen in der Geschichte« darin nicht vorkam.[8]

Ich zitiere diesen Vorfall aus mehreren Gründen. Zum einen erlaubt er uns, einen Moment innezuhalten und uns selbst zu der Rolle zu gratulieren, die die *Berkshire Conference* dabei gespielt hat, Frauen und Frauengeschichte zum integralen Bestandteil des Faches zu machen. Wir haben in den letzten 60 Jahren ein beachtliches Stück Wegs zurückgelegt, zumindest was einige feministische Ziele anbelangt. Und ich glaube, diese Tatsache anzuerkennen und dabei den Beitrag der frühen Pionierinnen zu würdigen, ist ein guter Weg, diese Konferenz zu beginnen. Zum zweiten (und das ist kein Grund zum Feiern) befinden wir uns wieder in einer krisengeschüttelten Zeit und stehen, so scheint es manchmal, sehr dicht vor einem neuen Weltkrieg. Die letzten etwa dreißig Jahre Forschung zu Frauengeschichte – ein Großteil davon unterstützend begleitet durch die Berkshire Konferenzen, einem Schmelztiegel für die theoretischen und grundlegenden feministischen Debatten – versetzen uns in die Lage, kritische Interpretationen unserer Zeit vorzunehmen. (Stanley Pargellis würde sich vermutlich nach den Tagen deskriptiver Frauengeschichtsforschung zurücksehnen, hätte er es mit unsereins zu tun!) Der Feminismus hat uns gelehrt zu analysieren, wie Differenz hergestellt wird und wie Macht funktioniert, und wir sind in der Lage, diese Analysen auf viele andere Gebiete zu übertragen. Was Wendy Brown als feministische Analytik der Macht (analytics of power) bezeichnet hat, ist eine der nachwirkenden Erkenntnisse der feministischen Wissenschaft der zweiten Generation. In der Tat ist es so, dass sich eine unserer frühesten Prämissen – dass die Beschäftigung mit Frauen- und Geschlechterfragen über das Verhältnis von Männern und Frauen hinausweisende Analysen der Politik ergeben würde – in den letzten zwanzig Jahren wiederholt bestätigt hat.[9] Die

---

5 Ebd., 23.3.1942.
6 Ebd., 27.3.1942.
7 Ebd., 22.4.1942.
8 Stanley Pargellis (Hg.), The Quest for Political Unity in World History. Annual Report of the American Historical Association for the Year 1942, Bd. 3, Washington DC 1944.
9 Wendy Brown/Joan W. Scott, Power, in: Gilbert Herdt/Catherine Stimson (Hg.), Critical Terms for Gender Studies, Chicago (im Druck).

feministische Analytik der Macht ist mein heutiges Thema. Ich werde dabei darauf eingehen, wie sich ihre Erkenntnisse auf die gegenwärtige Krise, auf Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie auf das Motiv des Globalen und Lokalen übertragen lassen, das diese scheinbar disparaten Themen überspannt.

»Fiktive Einheiten«

Obwohl das Motto dieser Konferenz – *Local Knowledge* ⟷ *Global Knowledge* – lange vor dem 11. September gewählt wurde, umreißt es eine für die derzeitige Krisenzeit passende Problemstellung, auch wenn es nicht die Dringlichkeit, Wut und Verzweiflung zum Ausdruck bringt, die viele von uns in den vergangenen Monaten empfunden haben. Die Pfeile zwischen den beiden Sphären (dem Lokalen und dem Globalen) weisen in beide Richtungen. Sie drücken Interaktion und Austausch aus: Und zwar von Information, Bevölkerung, Technologie, Märkten, Kapital, Naturreserven, Kulturgegenständen, kulturellen Bedeutungen, Krankheiten und ihren Heilungsmethoden. In unseren Analysen von global/lokal ist Platz für die Untersuchung von Machtasymmetrien, von Herrschaft und Widerstand, sogar von gegenseitiger Durchdringung und Gemengelagen (und ich bin sicher, dass viele dieser Aspekte in den nächsten Tagen zur Sprache kommen werden). Was weder durch das Motto noch die harmlosen Pfeile wiedergegeben werden kann (schließlich handelt es sich bei letzteren um Richtungsanzeiger und nicht um Mittel der Aggression), sind die entsetzlichen Bilder von Terrorattacken und erbarmungsloser Kriegsführung, deren Zeugen wir in der letzten Zeit geworden sind. Die einstürzenden Zwillingstürme des *World Trade Center*; die Selbstmordattentate; unsere Massenvernichtungswaffen, die versuchen, Terroristen und deren Massenvernichtungswaffen zu lokalisieren und zu zerstören; Panzer, die Gebäude plattwalzen, in denen noch Menschen wohnen; eine brutale Besatzungsmacht, die mutwillig die Infrastruktur eines werdenden Staates zerstört. Die herzzerreißenden Szenen im Fernsehen und in Zeitungen: Gesichter, die von unermesslicher Trauer entstellt sind; Flüchtlinge, die schreiend umherrennen oder stumm Rauch und Feuer zu entkommen versuchen; am Boden zerstörte Familien, die um ihre Verstorbenen trauern; zutiefst verstörte Zivilisten, die blutend, obdachlos und hungrig durch Ruinen streifen; hasserfüllte Redner, die gegen den Feind von außen hetzen; brennende Fahnen; auf zerstörte Gebäude geschmierte Insignien des Hasses; verbitterte Anklagen und Gewehrschüsse, die über verminte Grenzen hinweg ausgetauscht werden – Pakistan, Indien, Afghanistan, Israel, Libanon, New York. Die Bedrohung durch Nuklearwaffen ist nicht mehr länger im Stile des Kalten Krieges durch gegenseitige Abschreckung kontrollierbar, so dass die einst eingedämmte Angst vor der Verwüstung nun wieder massiv aufkommt. Wir denken mit Unbehagen an die Verbindung von Blut und Öl. Und wir fragen uns, ob das Vergießen des einen das Fließen des anderen garantieren soll.

Die Führung Amerikas – der alleinigen Supermacht – kompromittiert unverhohlen sowohl innen- wie außenpolitisch die gesetzlichen Regeln, die sie angeblich beschützt. Mit dem USA *Patriot Act* vom 26. Oktober 2001 kann die Regierung einzelne Bürger und Bürgerinnen und Organisationen überwachen und sie unterdrücken, ohne dass ihr Vorgehen noch von der Judikative kontrolliert wird. Das Gesetz erlaubt es der Regierung, Durchsuchungen, Beschlagnahmungen und Inhaftierungen vorzunehmen, die ansonsten als verfassungswidrig eingestuft würden. Im Laufe der letzten Monate sind wir Zeugen davon geworden, wie ethnisch »markante« Verdächtige aufgrund fadenscheiniger Beweise interniert wurden; wie Militärtribunale eingerichtet wurden; wie kritische

Stimmen mundtot gemacht wurden (darunter einige Universitätsprofessoren und -professorinnen, häufig entweder selbst arabischer Herkunft oder in einem Fall als Übersetzer für einen inhaftierten muslimischen Geistlichen tätig, für pro-palästinensische Äußerungen); wie internationale Abkommen einseitig aufgekündigt wurden; wie Instrumente internationalen Rechts wie die Genfer Konvention auf empörende Weise missachtet wurden; und wie eine Cowboy-Diplomatie nach dem Motto »go it alone« rücksichtslos durchgesetzt wurde.

All das wird mit einer apokalyptischen moralischen Vision gerechtfertigt, die sich diesen wiedergeborenen Kalten Kriegern offenbart, deren Handlungen die Wahrscheinlichkeit, dass es zu weitreichenderen und gefährlicheren Konflikten kommen wird, vergrößert und nicht vermindert. Clifford Geertz' treffende Charakterisierung »The World in Pieces« – eine metaphorische Anspielung auf das Auf- und Zerbrechen von Identitäten und Zugehörigkeiten auf lokaler wie globaler Ebene – hat sich in eindringlicher Manier als genaue Vorhersage erwiesen.[10] »Peace in the world«, so lautete unser Protestsong in den 50ern, »or the world in pieces.«

Stanley Pargellis' Bericht an die *American Historical Association* im Jahr 1942 trug den Titel »The Quest for Political Unity in World History«. Sechzig Jahre später erscheint eine solche Suche bestenfalls naiv. Und niemand unterbreitet heute die Einheit der Welt als Weg aus der gegenwärtigen Krise. Und wenn doch, dann geschieht dies mit krassen binären Begrifflichkeiten: Allianz des Guten gegen die Achse des Bösen; westlicher säkularer Rationalismus gegen islamischen Fundamentalismus; Moderne gegen primitives Stammestum; Staatsräson gegen Terrormächte. Grenzen werden gezogen, Kategorien geschaffen, um dem verworrenen Durcheinander von lokaler, nationaler, regionaler und internationaler Politik eine schematische Kohärenz zu geben.

Als Feministinnen haben wir gelernt, vor solchen Kategorien auf der Hut zu sein – Denise Riley hat sie »fictitious unities« genannt –, da sie zwar die Möglichkeit zur Identifizierung bieten, aber Hierarchien schaffen und Unterschiede verhüllen, die man nicht aus dem Blick verlieren darf.[11] (Paradoxerweise macht die Tatsache, dass sie fiktiv sind, ihre Auswirkungen nicht minder real.) »Männer« und »Frauen« sind, wie wir heute wissen, nicht einfache Beschreibungen von biologischen Personen, sondern Repräsentationen, die ihre Bedeutungen durch sich wechselseitig bedingende Kontraste erhalten: Stark/schwach, aktiv/passiv, rational/emotional, öffentlich/privat, politisch/häuslich, Geist/Körper. Jeder Begriff erhält seine Bedeutung in Beziehung zum anderen Begriff und zu den anderen binären Paaren in seiner Umgebung. In der Tat ist der/die/das Andere ein essentieller (negativer) Faktor für die Schaffung jedweder positiven Identität – und die positive Identität steht im überlegenen Verhältnis zur negativen. Die angeblich mangelnde Vernunftbegabung von Frauen hat in der Geschichte nicht nur als Rechtfertigung dafür gedient, ihnen Ausbildung und Staatsbürgerschaft vorzuenthalten, sondern auch, um Vernunft als eine Funktion von Männlichkeit darzustellen. Die Grenzen zwischen Öffentlichem und Privatem haben nicht einfach die bestehenden Rollen von Männern und Frauen widergespiegelt, sondern sie vielmehr geschaffen; die imaginierte Karte der Geschlechterterritorien wird nicht nur Referenzrahmen für die soziale Organisation, sondern auch für

---

10 Clifford Geertz, The World in Pieces. Culture and Politics at the End of the Century, in: Ders., Available Light, Princeton 2000, S. 218-268.

11 Denise Riley, The Words of Selves. Identification, Solidarity, and Irony, Stanford 2000, S. 176.

genau die sozialen, kulturellen und psychologischen Bedeutungen der Geschlechterdifferenz.

Wenn die Bedeutungen der Differenz durch kontrastierende Kategorien erzeugt werden, so werden innerhalb der Kategorien kohärente Identitäten geschaffen, indem Unterschiede negiert werden. Während die Kategorie »Frau« demnach historisch dazu gedient hat, feministische Bewegungen zu festigen, hat diese Begrifflichkeit zugleich Rasse, Klasse, Ethnizität, Religion, Sexualität und Nationalität zu sekundären Begriffen gemacht, als ob die daraus resultierenden Unterschiede zwischen uns (und die hierarchischen Positionierungen, die sie mit sich bringen) weniger wichtig seien als unsere physischen Gemeinsamkeiten. Zumindest seit den 1980er Jahren hat die feministische Forschung gelernt, nuancenreiche Unterscheidungen entlang vielfältiger Achsen der Differenz vorzunehmen (was oft genug ein schmerzhafter Prozess war – man denke nur an die bitteren Anklagen von nichtweißen Frauen gegen die Hegemonie weißer Frauen oder von Lesben gegen die normative Heterosexualität der Hauptrichtungen des Feminismus oder von osteuropäischen Frauen gegen die vermeintliche Überlegenheit westlicher feministischer Theorie). Die neuere feministische Forschung geht nicht mehr von festen Beziehungen zwischen Entitäten aus, sondern behandelt sie als die veränderlichen Resultate von – zeitlich, kulturell, historisch – spezifischen Machtdynamiken. Das Mantra von »race, class, gender« war ein Weg, das zum Thema zu machen (somit auch zu formalisieren und daher in seiner Anwendung zu beschränken), was in Wirklichkeit ein viel offenerer analytischer Ansatz ist. Die Prämissen hinter diesem Ansatz sind das Bedeutsame, und es sind diese Prämissen, welche die notwendigerweise detaillierten Deutungen spezifischer Situationen durchdringen. Wenn es etwas gibt, das sich als feministische Methodologie bezeichnen lässt, dann kann es vielleicht mit den folgenden axiomatischen Aussagen zusammengefasst werden: Es gibt weder ein Selbst noch eine kollektive Identität ohne den/die/das Andere; es gibt keine Zugehörigkeit ohne Ausschluss, keine Allgemeingültigkeit ohne Ablehnung des Speziellen, keine Neutralität, die nicht einen Standpunkt privilegiert; Macht ist immer ein Thema in der Ausgestaltung dieser Beziehungen. Anders ausgedrückt könnten wir sagen, dass alle Kategorien in irgendeiner Form produktiv sind. Die Frage ist bloß: Wie und in welchem Sinne?

Wir brauchen diese feministische Methodologie in der gegenwärtigen Krise. Sie sollte uns nachdenklich machen angesichts der binären Aufteilung der Welt in Gut und Böse, angesichts der phantasmatischen Beschwörung eines jahrhundertealten Glaubenskrieges mit dem Ziel der Zerstörung, den der Islam angeblich gegen den Westen führt – selbst wenn es so angesehene Forscher wie Samuel Huntington und Bernard Lewis sind, die diese Beschwörung vorbringen.[12] Man beachte, wie sehr diese Vorhersagen den misogynen Fantasien ähneln, denen zufolge Frauen, von sexueller Raserei besessen, die Welt auf den Kopf stellen: Die Vernunft bedroht von Leidenschaft, Ordnung bedroht von Chaos, liberale Toleranz verschlungen von zügellosem Fanatismus, Aufklärung gefährdet durch die dunklen Mächte von Sex und Aberglaube – Urkonflikte (ausgeformt als Kastration oder Vereinnahmung) werden

12 Bernard Lewis, The Revolt of Islam, in: The New Yorker, 19.11.2001; Samuel Huntington, The Clash of Civilizations?, unter: http://www.coloradocollege.edu/ dept/PS/Finley/PS425/reading/Huntington1.html.

als zeitlos und das Ende der Zeit voraussagend dargestellt. Diese Denkweise *ist* mit Sicherheit das Ende von Geschichte und Politik.

Sehen wir uns den israelisch-palästinensischen Konflikt an, der als das Aufeinandertreffen zweier sich gegenüberstehender, gleich starker Kräfte dargestellt wird: Juden und (palästinensische) Terroristen. Sich die Ereignisse des 11. September zu Nutze machend, haben Ariel Sharon und andere diesen sehr speziellen Konflikt im Nahen Osten in ihr übergeordnetes manichäisches Skript hineingeschrieben. Die offiziellen israelischen und amerikanischen Verlautbarungen nehmen die bedeutsamen Einzelheiten und die politische Dynamik des ungleichen Verhältnisses der beiden Seiten nicht im geringsten zur Kenntnis: Die Auswirkungen der israelischen Besatzung (die in letzter Zeit nur als eine Form des Staatsterrorismus bezeichnet werden kann), die ständige Ausdehnung jüdischer Siedlungen unter Nichtbeachtung des Abkommens von Oslo und anderer Vereinbarungen, die nun schon Jahre andauernden täglichen Demütigungen und Entbehrungen der Pälastinenser in Israel, der Westbank und dem Gaza-Streifen. Stattdessen wird Israel als unschuldiges Opfer palästinensischen Zorns dargestellt und ein Bezug zum Holocaust hergestellt, was in dieser Situation nicht angemessen ist. Natürlich gibt es furchtbare und unentschuldbare Angriffe auf israelische Zivilisten, aber der Staat Israel ist kein Opfer, sondern eine militärische Besatzungsmacht. Ohne Selbstmordattentate entschuldigen oder billigen zu wollen, können wir sie als Waffen der Schwachen deuten, als Symptome himmelschreiender Ungerechtigkeit, die sich unter anderem darin zeigt, dass den Palästinensern die institutionellen Grundlagen verweigert werden, die es ihnen erst ermöglichen würden, alternative (und friedlichere) Politikformen oder auch nur annehmbarere Formen der Kriegsführung zu entwickeln. Ist es denn ein Wunder, dass diejenigen, die man auf brutale Weise behandelt, selbst in brutaler Form auf diese Behandlung antworten? Dass diejenigen, die man außerhalb des Gesetzes stellt (Palästinenser sind weder gleichberechtigte Staatsbürger in Israel noch haben sie einen eigenen Staat), ungesetzlich handeln? Es gibt zweifellos Unterschiede zwischen den englischen Suffragetten und den Selbstmordattentätern, und ich möchte sie auch in keinster Weise gleichsetzen. Doch war nicht die Botschaft der Suffragetten in England, die am Anfang des 19. Jh. Brände legten und Fenster einschlugen, es solle nicht erwartet werden, dass sich diejenigen nach den Gesetzen richten, denen es verwehrt wird, sie zu machen? Und betrachtet man nicht heute, genau wie man damals gewaltsame feministische Aktionen der Hysterie von Frauen zuschrieb, jedwede Protestaktion der Palästinenser als inhärent terroristisch, so als ob Terrorismus ein essentieller Bestandteil der palästinensischen Mentalität sei?

Die Gegenüberstellung von Gut und Böse wischt nicht nur die besonderen Bedingungen dieses Konflikts beiseite, sondern verdeckt zudem den gewaltigen Grad an Ungleichheit zwischen beiden Seiten. Sie macht es auch schwierig, die Differenzen und politischen Auseinandersetzungen innerhalb des jeweiligen Lagers wahrzunehmen. In der israelisch/amerikanischen Darstellung des Konflikts werden alle Juden mit Sharons Israel gleichgesetzt, alle Palästinenser mit Arafat. (Und die Welt ist mit diesen beiden Männern als einzig möglichen Vertretern ihrer Lager geschlagen.) Wenn man Israels Position gegenüber kritisch eingestellt ist, dann ist man automatisch Antisemit; wenn man der palästinensischen Seite Verständnis entgegenbringt, ist man ein Apologet des Terrors. In perverser Weise hat diese verkürzte Kategorisierung Raum geschaffen für neue Bekundungen eines traditionellen Antisemitismus – Juden als Gruppe sind nicht nur zur Zielscheibe für die Gegner Israels ge-

worden, sondern auch für die Rassisten, die schon lange Judenhasser sind. Und sie hat diejenigen, die nicht antisemitisch sind, aber Israel kritisch gegenüberstehen, ihrer Stimme beraubt. So hat etwa ein französischer Jude, der in Paris an einer Demonstration gegen die Übergriffe auf Synagogen teilnehmen wollte, feststellen müssen, dass daraus eine Pro-Israel Versammlung wurde. Da der Mann der Auffassung war, Sharons Regierung habe dazu beigetragen, diese Übergriffe zu provozieren, war es ihm, wie er traurig einem Reporter mitteilte, nicht möglich, an der Demonstration teilzunehmen. Und es gab keine andere Demonstration, zu der er hätte gehen können. Es hat natürlich Versuche gegeben, diese Kategorisierungen anzufechten: Viele Europäer und ihre Regierungsvertreter haben diese vereinfachenden Gegensätze zurückgewiesen und eine historisierende Betrachtungsweise des Konflikts gefordert (wofür sie von Benjamin Netanjahu und Ariel Sharon in heftiger Form als Antisemiten verunglimpft wurden); ebenso gibt es eine Reihe von Petitionen, die von Juden unterzeichnet wurden, die sich ausdrücklich auf ihre Gruppenidentität beriefen, um sich von der Politik des Staates Israel zu distanzieren. Dennoch besteht nach wie vor ein enorm großer Druck, zumindest hier, die essentialistischen Kategorien noch umfassender zu verwenden, Identität zu homogenisieren und Differenz zu einer Sache moralischer Qualität anstelle von Politik und Geschichte zu machen. Als Feministinnen wissen wir, dass dieser Essentialismus, mit welchen Tricks und unter welchem Deckmantel er auch immer operiert, letztendlich stets Ungleichheit zementiert und Veränderungen einen Riegel vorschiebt. Frauen müssen kein expliziter Gegenstand der Debatte sein, damit wir unsere Analytik der Macht nützlich einsetzen können.

Aber wenn sie es sind, wenn Frauen zum Gegenstand der Kampagnen des Guten gegen das Böse gemacht werden, ist es wichtig, dass wir unsere Methodologie einsetzen und interpretieren, was vor sich geht. Die zynischen Versuche, den Krieg in Afghanistan und den drohenden Krieg im Irak zu Kreuzzügen im Namen der Frauenemanzipation zu machen, sollten Feministinnen nicht verwirren. Und das nicht nur, weil die Sorge um die Rechte der Frauen vor dem 11. September nicht gerade eine Priorität der Bush-Administration gewesen ist. Was vielmehr unsere Skepsis nährt, ist unser Verständnis von der Art und Weise, in der gegensätzliche Kategorien verwendet werden, um Widersprüche glatt zu bügeln und die Illusion von Homogenität zu kreieren (alle auf der Seite des Guten müssen das Gleiche glauben). Die Vermengung von Terrorismus und Unterdrückung der Frauen wischt alle Probleme beiseite, denen sich die gute Seite womöglich stellen müßte (wo es keinen Terrorismus gibt, gibt es demzufolge auch keine Unterdrückung von Frauen) und sichert die Unterstützung potentieller interner Kritiker (Feministinnen, Liberale, Menschenrechtsvertreter). »The fight against terrorism is also a fight for the rights and dignity of women«, teilte Laura Bush der Nation in ihrer Radioansprache vom letzten November mit. »The brutal oppression of women«, sagte sie, »is the central goal of the terrorists.« Nicht alle Muslime seien Terroristen, fügte sie hinzu (und machte damit eine Unterscheidung, die vom FBI und dem *US Department of Justice* weder damals noch heute beachtet wurde), »only the terrorists and the Taliban forbid education to women. Only the terrorists and the Taliban threaten to pull out women's fingernails for wearing nail polish.«[13] (Hier ist an alles gedacht: Feministinnen, denen es um

13 Radioansprache an die Nation von Laura Bush am 17.11.2001, unter: http://www.whitehouse.gov/news/releases/2001/11/200117.html.

Gleichheit geht, bekommen Ausbildung, Feministinnen, denen es um Differenz geht, bekommen Nagellack!) Als Zugabe reihte sich Verteidigungsminister Donald Rumsfeld in den Chor ein, indem er die neu gewonnenen Freiheiten afghanischer Frauen unseren »recent military victories against the Taliban« zuschrieb. Nicht nur seien restriktive Kleiderordnungen aufgehoben worden, prahlte er, sondern darüberhinaus habe auch die Praxis, Frauen für das »crime of laughing in public« mit Schlägen zu strafen, ein Ende gefunden.[14] (Ich finde es schwer vorstellbar, dass afghanische Frauen – ob privat oder öffentlich – gelacht haben, als die amerikanischen Bomben auf ihre Dörfer niederregneten. Des Weiteren frage ich mich auch, was es über Rumsfelds Vorstellungskraft und sein Verständnis von Rechten aussagt, dass er sich auf das Lachen von Frauen in der Öffentlichkeit als Zeichen ihrer Freiheit fixiert hat.) Ich will nicht implizieren, dass die Taliban Frauen gut behandelt haben, sondern zum Ausdruck bringen, dass diese vereinfachende Unterscheidung zwischen Gut und Böse, zwischen Tugend und Terror, zwischen uns und denen, weder eine überzeugende Analyse der Probleme afghanischer Frauen (bzw. aller Frauen) noch Lösungsansätze ermöglicht. Hinzu kommt, dass sie einer besonderen Sichtweise von Frauen als Opfer das Wort redet – besonders »anderer« Frauen (aus der Dritten Welt, dem Mittleren Osten, der islamischen Welt) – als seien diese darauf angewiesen, dass der Westen sie rettet. Wenn wir unsere eigenen theoretischen Einsichten ernst nehmen, schafft das unvermeidlich eine Hierarchie, die nicht nur die Überlegenheit des Westens propagiert und verstärkt, sondern spezifischer auch die Überlegenheit der Frauen des Westens: Das alte koloniale Verhältnis, in dem Herrschaft unter dem Deckmantel der Botschaft des Heils gesichert wurde, bleibt also bestehen. Lila Abu-Lughod hat vor der sehr starken Versuchung gewarnt, die solche Rettungskampagnen in sich tragen. »When you save someone«, erinnert sie uns, »you are saving them from something. You are also saving them to something. What violences are entailed in this transformation? And what presumptions are being made about the superiority of what you are saving them to? This is the arrogance that feminists need to question.«[15]

Die Legitimation des Krieges in Afghanistan als Rettung der Frauen hatte noch eine weitere Ebene. Sie hat nicht nur ein komplexes geopolitisch motiviertes Eingreifen (für das Ölpipelines neben anderen materiellen Interessen keine geringe Rolle spielen) zu einem simplen Kampf gegen den Terrorismus gemacht; sie hat daneben auch erkennbare Geschlechterreferenzen verwendet, um Machtverhältnisse zwischen Beschützern und Beschützten zu artikulieren. Als Feministinnen sind wir zu Recht skeptisch, wenn es darum geht, unser Schicksal in die Hand derer zu legen, die uns Schutz versprechen und ihre Handlungen (ob aggressiv, repressiv oder schlicht unabgesprochen) im Namen unserer Sicherheit rechtfertigen. (In der Tat war einer der Kritikpunkte an den Taliban, dass sie ihre Behandlung der Frauen als »Beschützen« legitimierten.) Wie Iris Young argumentiert hat, ist die zentrale Logik dieser Art des Beschützens eine maskuline, die von »the subordinate relation of those in the protected position« ausgeht: »In return for male protection, the woman

---

14 Zit. nach: Kathleen Rhem, Women's Rights a Priority. Humanitarian Aid Improves, American Forces Information Service News Article, unter: http://www.defenselink.mil/news/Nov2001/n11192001_200111197.html.

15 Asia Source Interview mit Lila Abu-Lughod. Interview durch Nermeen Shaikh, unter: http://www.asiasource.org/news/special_reports/lila.cfr.

concedes critical distance and decision making autonomy.«[16] Young weitet diese Analyse aus und argumentiert, dass das Beschützen durch den Staat, wie wohlmeinend es auch scheint, den Staatsbürgern und Staatsbürgerinnen die Rolle verwehrt, die sie in einer demokratischen Gesellschaft spielen sollten:

> *»Through the logic of protection the state demotes members of a democracy to dependents. State officials adopt the stance of masculine protector, telling us to entrust our lives to them, not to question their decisions about what will keep us safe. Their protector position puts us, the citizens and residents who depend on their strength and vigilance for our security, in the position of women and children under the charge of the male protector. Because they take the risks and organize the agency of the state, it is their prerogative to determine the objectives of protective action and their means. In a security regime there is no room for separate and shared powers, nor for questioning and criticizing the protector's decisions and orders. Good citizenship in a security regime consists in cooperative obedience for the sake of the safety of all.«*[17]

Die Verhältnisse, die durch die Logik des Beschützens etabliert werden, sind vielgestaltig und komplex: Der Beschützer sind die USA, und daher werden auch amerikanische Frauen als Beschützerinnen der restlichen Welt positioniert; aber innenpolitisch sind Frauen gemeinsam mit dem Großteil der Bevölkerung in der weiblichen Position von Abhängigkeit von und Unterordnung unter die Regierung von George W. Bush. Der Standpunkt der Regierung wird zum einzig wahren, selbst wenn die Fakten erst von einer speziellen Abteilung des Verteidigungsministeriums manipuliert werden müssen (wie Sie sich vielleicht erinnern, wurde dieser Vorschlag zu Beginn des Krieges in Afghanistan erst gemacht und dann wieder zurückgezogen). Eine der Prämissen des Feminismus über die Jahre lautete, dass Gleichberechtigung der Frauen mehr und bessere Demokratie bedeutet. »Democracy without women ist not democracy,« so lautete in den 1980er und 90er Jahren ein Slogan von Feministinnen in der Europäischen Union. Die Gültigkeit dieser Aussage ist durch Youngs Analyse des Sicherheitsregimes und seiner Beschützerlogik bestätigt worden. Abhängigkeit und Unterordnung sind nie im Interesse der Beschützten, da sie echte Beteiligung ausschließen, Handlungsfreiheit verweigern und kritische Stimmen zum Schweigen bringen.

Widerhall, Nachklänge, Nachbeben

Wir benötigen die feministische Analyse von Identitätskategorien nicht nur, um Machtverhältnisse aufzudecken, die durch vorgeblich zeitlose, natürliche und universale binäre Gegensätze konstruiert werden, sondern auch, um diese Kategorien zu kontextualisieren und zu historisieren. Die feministische Methodologie hat uns gelehrt, nach Abweichung, Differenz und Konflikten zu fragen, wenn uns allzu klar gefasste Einheiten präsentiert werden, nicht nur, wenn es sich um »Mann«

16 Iris Young, Masculinist Protection and Feminist Citizenship. A Critique of the Security Regime, unveröffentlichter Aufsatz, präsentiert auf der Conference on Women and Citizenship, Washington University, St. Louis, 13.4.2002, S. 4.

17 Ebd., S.11.

und »Frau« handelt. Auf der Grundlage unserer Methodologie sollten wir, selbst wenn wir keine Expertinnen auf diesem Gebiet sind, davon ausgehen, dass es weder einen uniformen Islam gibt noch einen einheitlichen Nahen Osten. Es handelt sich dabei um politisch bequeme Etiketten, die die Unterschiede von Staaten und Regimes und religiösen Bewegungen in der Region verdecken, darunter auch islamische feministische Bewegungen, die neue Interpretationen des Koran entwickeln, um Forderungen nach Veränderungen des Status der Frauen zu rechtfertigen. Es sind diese feministischen Bewegungen, die unserer Tradition des säkularen Individualismus fremd sind, die aber besondere Anerkennung und Selbstständigkeit benötigen, wie uns Fatima Gailani erinnert (jetzt Mitglied des *Grand Council*, der an dem politischen Wiederaufbau Afghanistans arbeitet). Sie drängt amerikanische Feministinnen, sich für eine Außenpolitik in den USA einzusetzen, die afghanische Frauen nicht gemäß unserer Werte »rettet«, sondern Bedingungen schafft, die ihnen erlauben, in vollem Maße an der notwendigerweise hitzigen Debatte über die Zukunft ihres Landes teilzunehmen.[18]

Wir haben gelernt – manchmal schmerzhaft –, diese sehr verschiedenen feministischen Konzepte anzuerkennen und zu akzeptieren, dass sich Feminismus auf eine Vielzahl von oft konfligierenden Bewegungen bezieht. Global/lokal, selbst mit den Pfeilen in beide Richtungen, trifft diese Vielfalt nicht ganz. Es mag vielleicht einen erkennbaren Bedeutungskern geben, aber Feminismus muss (wie jedes Konzept dieser Art) so verstanden werden, als würde es übersetzt. Anna Tsing hat darauf hingewiesen, dass es immer »unzuverlässige Übersetzungen« gibt, da sich linguistische und kulturelle Differenzen ebenso wie spezifische Gebrauchsweisen auf die Bedeutung von Begriffen auswirken.[19] Vielleicht ist Echo eine passendere Metapher als Übersetzung, um die Wandlungsfähigkeit von Begriffen oder Konzepten zu kennzeichnen. Es drückt mehr Mobilität aus und deutet nicht nur einfach eine verzerrte Wiederholung an, sondern auch eine Bewegung in Raum und Zeit – Geschichte.[20] Vielleicht wäre es in diesen Zeiten verheerender Übertragungen sogar noch besser, von Nachhall oder Nachbeben *(reverberations)* zu sprechen, seismischen Schockwellen, die von diversen Epizentren ausgehen und veränderte geologische Formationen zurücklassen. Das Wort *reverberations* trägt zwei Bedeutungen in sich, zum einen die von Ursache – für nicht endende Regression, für Nach-Echos, für eine Abfolge von Echos –, zum anderen die von Wirkung, denn *reverberations* können auch Nachwirkungen sein.

Nachhall oder Nachbeben kommen mir deshalb in den Sinn, denke ich, weil sie am besten die Kreisläufe von Einflüssen beschreiben, die heutzutage festzustellen sind. Sie passen gut auf den Fall Frankreich, wo ich die erfolgreichen Versuche von Feministinnen im Juni 2000 verfolgt habe, das Gesetz zur *parité* zu verabschieden. Dieses Gesetz verlangt, dass bei zu wählenden Ämtern die gleiche Anzahl Männer und Frauen zur Wahl stehen. Die Ereignisse des 11. September und der Konflikt im

---

18 Mündlicher Kommentar auf einem Forum zu »Women in Afghanistan« an der Brown University, 25.5.2002.

19 Anna Tsing, Transitions as Translations, in: Joan W. Scott/Cora Kaplan/Debra Keates (Hg.), Transitions, Environments, Translations. Feminism in International Politics, New York 1997, S. 253.

20 Joan W. Scott, Fantasy Echo. History and the Construction of Identity, in: Critical Inquiry 27(2001), S. 284-304.

Nahen Osten haben die Verabschiedung des *parité* Gesetzes bislang auf folgende Weise verhindert: Bei der jüngsten Präsidentschaftswahl in Frankreich erzielte der ultrarechte Nationalist Jean-Marie Le Pen genug Stimmen, um an der Stichwahl im zweiten Wahlgang teilnehmen zu können. Le Pens Programm richtete sich gegen Immigranten, und das bedeutet in Frankreich gegen Muslime. Der Bürgermeister einer der Industriestädte, in denen der *Front National* so gut abschnitt, erläuterte, dass die Feindseligkeit gegen muslimische Immigranten, die circa 15 bis 20% der Bevölkerung ausmachen, in den letzten Monaten vor der Wahl angestiegen sei. »What happened in New York, Afghanistan, in the Middle East has deepened the religious divide« here, sagte er.[21] Frankreich ist mit Sicherheit nicht der einzige Ort, an dem lokale Spannungen im Hinblick auf »Unsicherheiten« angesichts des Terrorismus (der mittlerweile nahezu alles umfasst, von Jugendkriminalität bis hin zu Widerstandsbewegungen in autoritären Staaten) eine neue Form angenommen haben und dessen Wahlergebnisse (also Erfolge der extremen Rechten) Nachwirkungen innen- wie außenpolitischer Art hatten. In dem Bemühen, legislative Erfolge der Partei Le Pens zu verhindern, entschlossen sich die linken und bürgerlichen Parteien in Frankreich, keine Parität bei der Auswahl der Kandidaten und Kandidatinnen für die Wahlen zur Nationalversammlung walten zu lassen, die an diesem Wochenende stattfindet. Weil »es ums Gewinnen geht«, wie ein Parteiführer kommentierte, war das Risiko, Frauen aufzustellen, zu hoch. Wenn ein zeitweiliger Rückschlag für Frankreichs Feministinnen ein Nachhall vom 11. September ist, so gibt es auf der anderen Seite Echos der *parité* Bewegung, die sich in positiver Weise fortsetzen. So haben Frauen von Mexiko bis zum Vereinigten Königreich, von Indien bis zu den Vereinigten Staaten, unter Berufung auf das *parité* Argument, dass Staatsbürgerschaft nicht nur bedeutet zu wählen, sondern auch Ämter zu bekleiden, gefordert, dass sich die Anzahl von Frauen in repräsentativen Funktionen erhöhen müsse. Dies ist ein Beispiel dafür, wie eine Idee auch woanders Fuß fasst, an neue Zusammenhänge angepasst wird und in verschiedenen Kontexten unterschiedlich funktioniert.

Nachhall oder Nachbeben sind auch gute Metaphern, um über die globale Verbreitung und Zirkulation von feministischen Strategien, über Feminismus selbst und den analytischen Begriff *gender* nachzudenken. Beiden Begriffen – *gender* und *Feminismus* – wird gemeinhin nachgesagt, anglo-amerikanischen Ursprungs zu sein. Manche Kritiker sind sogar der Meinung, dass es sich dabei um Beispiele einer einseitigen, nur in eine Richtung sich vollziehenden Globalisierung im Zuge der Verbreitung von Gütern und Ideen handle. Daher ist Feminismus abschätzig als eine jener Waren »Made in the USA« verurteilt worden, die die Kultur traditioneller Gesellschaften korrumpiert. Und *gender* ist in ähnlicher Weise als Bedrohung für die natürliche und »gottgegebene« Unterscheidung zwischen Mann und Frau bezeichnet worden. In Wirklichkeit jedoch sind Feminismus und *gender* nicht einmal an ihrem Ausgangspunkt (wenn der überhaupt definiert werden kann) homogen; die Formen, die diese Konzepte annehmen, die Bedeutungen, die ihnen zugewiesen werden, werden den lokalen Gegebenheiten angepasst und haben dann ihrerseits Nachwirkungen und Nachklänge auf internationaler Ebene.

Nehmen wir das Beispiel *gender*, ein Begriff, der zuerst in feministischen Kreisen

21 New York Times, 3.5.2002, S. A12.

in Amerika verwendet wurde. Selbst hier jedoch hat es über die Zuschreibung von *gender* als »sozialem Geschlecht« hinaus keine festgelegten Bedeutungen gegeben. Es gab Feministinnen, die sexuelle Differenz als gegeben ansahen, als Grundlage, auf der Geschlechtersysteme aufgebaut werden; es gab andere, für die sexuelle Differenz das Resultat von historisch sich variabel gestaltenden diskursiven Praktiken von *gender* darstellte. Der erste Ansatz konzentrierte sich auf die Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht *(sex/gender)* und auf »cultural construction« – die Zuweisung von Rollen, die Zuschreibung von bestimmten Eigenschaften zu den Geschlechtern – und ließ dabei absichtlich die Frage nach der Natur außen vor. Die Forschung, die von diesem Ansatz ausgehend betrieben worden ist, war meistenteils empirisch: Die Geschichte herausragender Frauen, die Wiederentdeckung von Schriftstellerinnen und Künstlerinnen; der statistische Nachweis von Diskriminierung in Erwerbsleben und Entlohnung; die Dokumentation des Sexismus von Ärzten, Priestern, Lehrenden und Politikern. Der zweite Ansatz lehnte die Dichotomie von biologischem und sozialem Geschlecht, von Natur und Kultur ab. »If the immutable character of sex is contested«, schrieb Judith Bulter, »perhaps this construct called ›sex‹ is as culturally constructed as gender; indeed, perhaps it was already gender, with the consequence that the distinction between sex and gender turns out to be no distinction at all.«[22] Die Forschung, die aus dieser Perspektive betrieben wurde, hat danach gefragt, wie das Wissen um die sexuelle Differenz produziert und institutionalisiert wird. Sie hat sich ihre Anregungen häufig aus der poststrukturalistischen und/oder psychoanalytischen Theorie geholt.

Aber diese klare Unterscheidung zwischen empirischer und theoretischer Forschung verschwomm zunehmend, als Feministinnen in der ganzen Welt den Begriff *gender* übernahmen, wobei sie ihn teilweise übersetzten (oft mit großen Schwierigkeiten), teilweise unübersetzt ließen – in beiden Fällen gab es aufschlussreiche Spannungen und unglaublich interessante Unterwanderungen des anglo-amerikanischen Konzepts, die zum Beispiel *sex* in *gender* verwandelten oder *gender* in *sex*.[23] In Osteuropa hing der unterschiedliche theoretische Gebrauch von gender vor allem mit bestimmten politischen Positionen zusammen. Diejenigen, die nach Wegen suchten, gegen rechtskonservative Vorstellungen von natürlichen oder gottgegebenen Fakten der Biologie anzugehen, übernahmen theoretische Ansätze, die die Idee der binären Opposition der Geschlechter dekonstruierten und die Unbestimmtheit, die Vielschichtigkeit und Veränderbarkeit der Unterschiede betonten, die den biologischen Geschlechtern zugeschrieben werden. Im Gegensatz dazu haben die Feministinnen, die gegen den linken Konservatismus angingen, demzufolge Gleichheit die Beseitigung der Differenz war (was in der Regel auf eine Einordnung der Frauen in die Kategorie »Mann« hinauslief), nach Wegen gesucht, sexuelle Differenz und die sozialen Ungleichheiten, die sie nach sich zieht, als zentralen Eckpfeiler ihrer Theorie zu etablieren und sichtbar zu machen. Für sie waren statistische Untersuchungen entscheidend für jede Sozialpolitik, die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern angehen wollte. Es spielte keine Rolle, wenn sexuelle Differenz (oder Natur) dabei vielleicht geadelt wurde, da gezeigt werden sollte, dass Geschlecht zwar zu diesem

---

22 Judith Butler, Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity, New York 1990, S. 7.
23 Miglena Nikolchina, Translating Gender. The Bulgarian Case.

Zeitpunkt ein Grund für ungleiche soziale Behandlung war, es in der Zukunft aber nie mehr sein sollte. Je nach den spezifischen Bedingungen vor Ort sahen sich die Feministinnen in den diversen post-kommunistischen Ländern unterschiedlichen Konstellationen des oben beschriebenen rechten oder linken Konservatismus gegenüber; je nach ihren eigenen Politikansätzen haben sie unterschiedliche theoretische Einsichten kombiniert, um ihre Strategien zu formulieren. Diese neuen Kombinationen pflanzten sich wie ein Echo über internationale Grenzen hinweg fort, zum Beispiel in die Foren der Vereinten Nationen und anderswo, um dort wiederum aufgegriffen und an neue Verhältnisse in anderen strategischen Auseinandersetzungen angepasst zu werden.

Wir können im Hinblick auf den Feminismus ähnliche Geschichten von Nachbeben und Nachhall erzählen. Ich möchte über zwei von ihnen berichten. Die erste handelt von Julia Kristeva, die meist als »französische Feministin« bezeichnet wird (zusammen mit Hélène Cixous und Luce Irigaray). In den Debatten der US-amerikanischen Feministinnen der 1980er Jahre wurde »französischer Feminismus« mit poststrukturalistischen Theorien von Sprache und Psychoanalyse und mit einer Schwerpunktsetzung auf Differenz gleichgesetzt; dem wurde ein stärker empirischer und sozialwissenschaftlicher anglo-amerikanischer Feminismus mit einer Schwerpunktsetzung auf Gleichheit gegenübergestellt. Dieser Gegensatz verschleierte natürlich vieles, unter anderem, dass es eine Reihe französischer Forscherinnen und Aktivistinnen gab, die sich der Sozialwissenschaft und dem Modell der Gleichheit verbunden fühlten. Und ebenso eine Reihe von Anglo-Amerikanerinnen, die sich den Poststrukturalismus zu eigen machten. Vielleicht noch interessanter ist, dass dies eine Geschichte der gegenseitigen Beeinflussung und Befruchtung unterschlägt, die nicht nur die Gegenüberstellung von Frankreich und Amerika, sondern auch die in den 90er Jahren in den Blickpunkt rückende Gegenüberstellung von osteuropäischem und westlichem Feminismus als falsch entlarvt. Julia Kristeva wuchs in Bulgarien auf, durchlief dort Schule und Universität und begann ihre Karriere als Übersetzerin von Michail Bachtin. Bachtin entwickelte seine historisierte Version des Strukturalismus (eine Variante der strukturalistischen Semiotik von Jurij Lotman und des Strukturalismus von Roman Jakobson, um nur einige Namen der zu jener Zeit in diesem Feld Tätigen zu nennen) als ein Mittel, mit dem das stalinistische Dogma angefochten werden konnte. Bachtins Fokus auf formale Textlektüre entstand in der Absicht, die eher grobschlächtigen offiziellen sowjetischen Charakterisierungen von künstlerischer und kultureller Produktion zu ersetzen. Die Idee, dass Bedeutungen dialogisch geformt werden, widersprach dem Glauben des Sowjetstaats, dass Sprache überwacht und Zeichen kontrolliert werden können.[24] Kristeva ging nach Paris, brachte Bachtins Konzept der Polyphonie in die Diskussionen der französischen Strukturalisten der 1960er Jahre ein und prägte den Begriff »Intertextualität«, um (wie sie es nannte) »dem Strukturalismus Dynamik« zu verleihen.[25] Was als französischer Feminismus bezeichnet wird, wurde also ganz wesentlich beeinflusst von philosophischen Bewegungen, die im »Osten« gegen den Kommunismus opponierten, und von Theorieansätzen, die nicht das Aufeinanderprallen von Unterschieden, sondern Interaktion als Basis von Kommunikation voraussetzten.

24 Laura Engelstein, Culture, Culture Everywhere. Interpretations of Modern Russia, across the 1991 Divide, in: Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History 2(2001), S. 363-93.

25 François Dosse, History of Structuralism, Minneapolis 1997, S. 55.

Diese Geschichte unterminiert die angebliche Unterlegenheit von »osteuropäischen« Feministinnen gegenüber ihren »westlichen« Schwestern, die ihnen »feministische Theorie« (im Singular) als Lösung der Probleme der Frauen in der postkommunistischen Ära anboten. In der komplizierteren Geschichte der 1970er Jahre geht es darum, wie englische und amerikanische Feministinnen versuchten, im Rahmen der Neuen Linken Marxismus und Feminismus miteinander zu versöhnen, während sich »östliche« Feministinnen in Widerstandsbewegungen der offiziellen Theorie der kommunistischen Staaten entgegenstellten, indem sie sich Versionen des Strukturalismus, später des Poststrukturalismus zu eigen machten. Wie Miglena Nikolchina aufgezeigt hat, gab es im »Osten« vor und nach dem Zusammenbruch des Kommunismus eine Reihe von Theorieansätzen, wovon einige bereits auf diverse Strömungen im »westlichen« Feminismus eingewirkt hatten.[26] Aber die scharfe Trennung zwischen »Ost« und »West«, die in den 1990er Jahren verbreitet war, schrieb dem Westen meistenteils die Theorie zu und überließ dem Osten die Rolle, die Lücken mit empirischen Daten auszufüllen. (Manche westliche Stiftungen – Soros, Ford – verschlimmerten das Problem, indem sie nur für die Übersetzung westlicher feministischer Schriften in osteuropäische Sprachen Geld zur Verfügung stellten.) Diese Trennung in Ost und West und die damit einhergehende Auslöschung von Geschichte – der allgemeinen Geistesgeschichte der Region sowie auch der besonderen lokalen Geistes- und Politikgeschichte der vielen Varianten des Kommunismus in Polen, Ungarn oder Jugoslawien – hatte mannigfaltige Nachklänge. Sie reichen von Spannungen im *East/West Feminist Network* bis hin zu den weitaus problematischeren Aktionen von Catherine MacKinnon im Namen von vergewaltigten kroatischen Frauen. Ohne Kenntnis der Besonderheiten und Feinheiten jugoslawischer Politik und den sich Anfeindungen ausgesetzt sehenden multikulturellen feministischen Netzwerken, die dort tätig waren, verbündete sich MacKinnon mit den kroatischen Nationalisten, deren Sorgen über Vergewaltigungen von Frauen an ihren eigenen Grenzen Halt machten und sie nicht davon abhielten, die Vergewaltigung von bosnischen oder serbischen Frauen als legitimen Kriegsakt gutzuheißen. MacKinnons Handlungen hatten Nachwirkungen: Während es ihr sicherlich gelang, die Aufmerksamkeit auf einen Aspekt der Verbrechen ethnischer Säuberung zu lenken, versäumte sie die Gelegenheit, eine Kritik an dem virulenten Nationalismus anzubringen, der diese ethnischen Säuberungen motivierte, und machte zudem den jugoslawischen Frauen, die versuchten, diese Kritik zu formulieren, das Leben gefahrvoller. Darunter waren Frauen, die seit 1991 jede Woche auf die Straße gehen, um schweigend zu protestieren. Sie sind als die *Women in Black* bekannt. Ihre Geschichte ist die zweite Geschichte von nachhallendem und nachbebendem Feminismus, über die ich berichten möchte.

Women in Black wurde zur Zeit der ersten Intifada im Jahr 1988 in Jerusalem von Frauen gegründet, die gegen die Besetzung der West Bank und des Gazastreifens protestierten. »Once a week at the same hour and in the same location – a major traffic intersection – [a group of women dressed in black] raised a sign in the shape of a hand that said 'Stop the Occupation,.«[27] Die Idee breitete sich schnell und spon-

---

26 Miglena Nikolchina, The Seminar. Mode d'Emploi, in: differences 13(2002)1.

27 Dieses Zitat sowie die folgenden Zitate basieren auf »What is Women in Black?«, unter: http://central.dot.net.au/-jcastle/sib/whatiswib.html.

tan erst auf andere Regionen in Israel, wo palästinensische und jüdische Frauen oft zusammen standen, und dann auf andere Länder aus, wo Solidaritätsmahnwachen für die Aktionen der israelischen Frauen veranstaltet wurden. »Around 1990«, so heißt es auf der *Women in Black* (WIB) Website, »Women in Black vigils took on a life of their own.« Sie wurden in vielen Ländern durchgeführt und richteten sich oft gar nicht gegen die israelische Besatzung. In Italien protestierten die *Women in Black* gegen die Mafia; in Deutschland wandten sie sich gegen Übergriffe von Neonazis auf Migranten. In Indien forderten sie ein Ende der Misshandlung von Frauen durch fundamentalistische religiöse Gruppen. Seit 1991 haben *Women in Black* im ehemaligen Jugoslawien – in Belgrad, später Zagreb und anderen Städten – den ethnischen Nationalismus angeprangert, der das Land in den Krieg gestürzt hat und bis heute die Politik bestimmt. Erst kürzlich, im Mai 2000, hat sich eine Gruppe von Women in Black in Fiji gebildet, um gegen den Sturz der demokratisch gewählten Regierung zu protestieren.[28] Gegenwärtig gibt es über die ganze Welt verteilt mindestens 123 regelmäßige Demonstrationen der *Women in Black*, manche in Krisengebieten, manche solidarisch mit Mahnwachen in anderen Ländern.[29] Manche dieser Mahnwachen bestehen schon seit langer Zeit – ihre Mitglieder haben sogar internationale Zusammenkünfte organisiert –, andere kommen und gehen, je nachdem wie sehr sie erforderlich sind. Ihr Einfluss ist unterschiedlich, was teilweise davon abhängt, wie nah sie an der Gewalt sind, gegen die sie protestieren. Es ist schwerer und auch gefährlicher für die *Women in Black* in Israel, Serbien oder Kosovo als für ihre Unterstützerinnen in London oder New York (es sei denn natürlich, wenn sich die Unterstützerinnen vor Ort begeben, wie etwa letzten Winter in Ramallah, oder wenn sie, wie nach dem 11. September in San Francisco, wegen ihrer pro-palästinensischen »internationalen Beziehungen« zur Zielscheibe von FBI-Untersuchungen werden.)[30] Je weiter sie von der spezifischen politischen Auseinandersetzung entfernt sind, desto schwieriger wird es für die Unterstützerinnen, klare politische Ziele zu formulieren. Diese Erkenntnis mussten zum Beispiel die Londoner *Women in Black* machen, als sie sich versammelten, um gegen die Bombardierung von Serbien und Kosovo durch die Nato zu protestieren.[31] Sie mussten feststellen, dass das abstrakte Ziel Frieden leicht von anderen Gruppen vereinnahmt werden konnte, und sie sagten ihre Aktion ab, als sie sich neben Pro-Milosevic und serbisch-nationalistischen Demonstranten wiederfanden. Aber es ist offenkundig, dass sich *Women in Black* als internationale Bewegung eine gewisse Anerkennung als politische Kraft erworben hat. Im Jahr 2001 nahmen eine Frau aus Belgrad und eine aus dem Kosovo den *Millennium Peace Prize* der Vereinten Nationen im Namen des internatio-

---

28 Women in Black campaign, Fiji, unter: http://www.converge.org.nz/pma/fiwib.html.

29 Contact Information - World-Wide Women in Black Vigils (WWWIB), unter http://www.coalitionofwomen4peace.org/International/International-RootFile.html.

30 Harsh Kapoor, Women in Black lay down in front of tanks in Ramallah, unter: http://www.sarai.net/pipermail/reader-list/2001-December/000982.html; Tim Kingston, FBI Casting wide net in Sept. 11 attack investigation, in: San Francisco Bay Guardian, 14.10.2001, unter: http://wluml.org/english/new-archives/wib/wib-sf.html.

31 Cynthia Cockburn, Being Able to Say Neither/Nor, Notizen von einem Vortrag auf einem Meeting, das von Peace Brigades International und dem National Peace Council am 14.4.1999 in London durchgeführt wurde, unter: http://www.arnehansen.adsl.dk/990426WiBCynthis-Neither-nor15-4-99.html.

nalen Netzwerks von *Women in Black* entgegen. Und WIB wurde von den Parlamenten Dänemarks und Norwegens im vergangenen Jahr für den Nobelpreis nominiert.[32]

Es ist nur schwer vorstellbar, dass diese Preise an ein Phänomen vergeben werden, hinter dem keine erkennbare Organisation steht. Denn das Erstaunliche an WIB ist, dass es sich um eine von Improvisation geprägte Strategie handelt, die auf lokaler Ebene in Gang gesetzt wird, aber nicht als Filiale einer zentralistisch geführten Organisation. In ihren eigenen Worten ist *Women in Black* »a loose network of women world-wide committed to peace with justice and actively opposed to war and other forms of violence«, nicht abstrakt, sondern in spezifischen Situationen. Sie sind keine Organisation, sondern (wieder in ihren eigenen Worten) »a means of mobilization and a formula for action.«[33] Die praktischen Mittel der Mobilisierung sind Telefon- und Email-Listen sowie Ketten von persönlichen Kontakten zwischen Einzelnen. Das symbolische Mittel ist das Beispiel, das andere gesetzt haben: Das paradoxe Handeln angesichts von Unterdrückung. Paradox deshalb, weil die Rolle der stummen, gewaltlosen Zeugin zum einen Machtlosigkeit, zum anderen aber eine Botschaft vom Frieden als der einzig rationalen Alternative zur Katastrophe zum Ausdruck bringt. Die Aktion ist die gleiche (Frauen, alle in Schwarz, stehen zu einem regelmäßig wiederkehrenden Termin schweigend und friedlich auf einem öffentlichen Platz), aber ihre Ziele variieren je nach politischem Kontext, in den die Frauen sich und ihre Aktion stellen. Die Frauen stehen dort als Feministinnen und behaupten keineswegs von sich, die geborenen Friedensschafferinnen zu sein. Sie argumentieren vielmehr, dass Frauen »are often at the receiving end of gendered violence in both peace and war, and [that] women are the majority of refugees.« Aber es ist ihre feministische Analyse (und nicht ihr weibliches Wesen), die sie dazu bringt, »masculine cultures as specially prone to violence« anzusehen, und das ist es, was ihnen »a particular perspective on security« und Krieg verschafft. WIB wendet das, was ich die feministische Analytik der Macht genannt habe, in konkreten und unterschiedlichen politischen Kontexten an. Ihre Aktionen widersprechen den offiziellen Verlautbarungen darüber, wer Freund sei und wer Feind, und sie weigern sich, die Mitgliedschaft in den »fictitious unities« anzuerkennen und damit Wirklichkeit werden zu lassen, was ihre Regierungsvertreter ihnen antragen. Stattdessen verdeutlichen sie buchstäblich die komplexen Realitäten von Politikansätzen, die miteinander verknüpfte Geschichten anerkennen. In Israel etwa vereinigt *Women in Black* Palästinenserinnen und Jüdinnen, indem sie die Idee ablehnen, dass sie notwendigerweise entgegengesetzten Seiten angehören. In Belgrad begrüßte WIB multiethnische Allianzen und erinnerte so ihre Landsleute daran, dass Serben, Kroaten und Bosnier mehrere Generationen lang Seite an Seite gelebt, untereinander geheiratet und eine Staatsbürgerschaft geteilt hatten, bis sie von nationalistischer Aggression auseinander dividiert wurden. Erst neulich, im August, forderten die serbischen *Women in Black* ein Ende der bewaffneten Gewalt zwischen Albanern, Türken, Serben und Mazedoniern in Mazedonien. Während der Nato-Angriffe im Jahr 1998 wurden sie scharf als »Serbiens Feinde im Innern« und »Quislings« im Dienste der USA attackiert, und ihre Demonstrationen wurden verboten. Ihr Jah-

32 UNIFEM - Millenium Peace Price 2001. Dankesrede der Empfängerin, unter: http:// www.unifem.undp.org/mpprize/winblackspch.html.

33 Women in Black, unter: http://www.chorley2.demon.co.uk/wib.html.

resbericht für 1998 bestand aus einem »Schuldeingeständnis« für sieben Jahre Aktivismus gegen ethnische Homogenisierung und Militarismus. Ich möchte es Ihnen an dieser Stelle vorlesen, da es eine klare Demonstration von angewandter feministischer Methodologie ist, die uns sofort vertraut und deutlich ist; wir hören diese Worte wie ein Echo, wir spüren sie wie ein Nachbeben:

> *»I confess to my longtime anti-war activity; that I did not agree with the severe beating of people of other ethnicities and nationalities, faiths, race, sexual orientation; that I was not present at the ceremonial act of throwing flowers on the tanks headed for Vukovar, 1991 and Prishtina, 1998; that I fed women and children in the refugee camps, schools, churches, and mosques; that I sent packages for women and men in the basements of occupied Sarajevo in 1993, 1994, and 1995; that for the entire year I crossed the walls of Balkan ethno-states, because solidarity is the politics which interests me; that I understand democracy as support to anti-war activists/friends/sisters – Albanian women, Croat women, Roma women, stateless women; that I first challenged the murderers from the state where I live and then those from other states, because I consider this to be responsible political behavior of a citizen; that throughout all the seasons of the year I insisted that there be an end to the slaughter, destruction, ethnic cleansing, forced evacuation of people, and rape; that I took care of others while the patriots took care of themselves.«*[34]

Was hier enthalten ist, ist nicht bloß Dissens zu der herrschenden Macht des Staates (die Weigerung, sein Vorgehen zeremoniell oder praktisch zu sanktionieren »I did not agree«, »I was not present«), sondern darüberhinaus aktives Überschreiten seiner Grenzen (»I fed women and children in refugee camps«, »I sent packages for women and men ... in Sarajevo«, »I crossed the walls of Balkan ethno-states«). Sie sind Agentinnen des Widerstands, verantwortliche Staatsbürgerinnen, die darauf bestehen, dass es demokratische politische Alternativen zu den Regimes, unter denen sie zu leben gezwungen sind, gibt, gab und geben wird.

Was WIB im Vergleich zu früheren feministischen Friedensbewegungen so bemerkenswert macht, ist der Verzicht auf die Behauptung der Gleichheit der Frauen oder der Einheit der Feministinnen. Stattdessen geht die Existenz von WIB als »a means of mobilization and a formula for action« auf die Annahme zurück, dass es fundamentale Unterschiede zwischen Feministinnen gibt, Unterschiede des Kontextes, der Geschichte, des Verständnisses davon, was »weiblich« und »Feminismus« bedeuten. Internationale Zusammenkünfte wie das in Novi Sad anlässlich des zehnjährigen Bestehens der serbischen Mahnwachen haben 250 Frauen aus 16 Ländern angezogen. Diese Treffen stellen eine Chance dar, Informationen auszutauschen und neue Ziele zu identifizieren, aber es gibt kein Bestreben, über die Ablehnung von Militarismus und Gewalt hinaus, eine gemeinsame Plattform zu formulieren. Die Anerkennung der Differenz ist fundamental, auch wenn die Form des Protests und der Name, den sich die Protestierenden geben, der gleiche ist. »Each group is

34 Donna Hughes, Women in Black Against the War in Yugoslavia, in: feminista! 3(1), unter: http://www.feminista.com/v3n1/hughes.html.

autonomous, each group focuses on the particular problems of personal and state violence in its part of the world.« *Women in Black* verkörpert Feminismus als situative strategische Operation; es ist keine Frage von lokal/global, sondern eine von Echos und Nachbeben, die die Welt umspannen.

Die Spuren der Geschichte

Für mich ist *Women in Black* ein Beispiel für die feministische Analytik der Macht in Aktion, eines der Echos und Nachbeben im Rahmen von Theoretisierung und Feinschliff unserer Methodologien in den vergangenen zwanzig Jahren. (Und ich will WIB nicht als die beste oder kreativste Form feministischer Politik würdigen. Ich habe WIB bloß angeführt, weil es ein gutes Beispiel für die feministischen Echos und Nachbeben ist.) Hierbei handelt es sich um eine Bewegung, die sich nicht auf Themen beschränkt, die für Frauen von Interesse sind, sondern die die Domäne der großen Politik zu der ihren macht. Sie läßt hochtrabende Träume von nationaler Einheit zerplatzen, stellt die Giftigkeit ethnischer Säuberungen an den Pranger und besteht auf der Möglichkeit gegenseitiger Anerkennung anstelle der Auflösung der Differenzen. Sie weigert sich, etablierte Machtverhältnisse als natürlich oder unvermeidlich anzuerkennen und besteht darauf, dass bessere Alternativen ersonnen werden müssen. Und sie (um einen Slogan einer früheren Ära zu zitieren) »speaks truth to power«; die Haltung als stumme Zeugin straft diejenigen Lügen, die uns gerne abhängig machen würden, indem sie vorgeben, in unserem Sinne zu herrschen.

Doch in dieser Haltung – nur Frauen, alle in Schwarz, stumm und missbilligend – steckt auch ein nicht zu leugnendes Echo einer früheren Geschichte: Einer feministischen Politik, die sich auf die moralische Unfehlbarkeit von Frauen stützte, welche als Mütter das Interesse von und die Sorge für andere über ihre eigenen stellten. Der Appell an »all women of all nations, who suffer childbirth with the same pain« rief die *Women's International League for Peace and Freedom* ins Leben, als der Erste Weltkrieg ausbrach; er beeinflusste viele Friedensbewegungen der ersten und zweiten Generation des Feminismus (darunter Greenham Common); und er ist bis heute für einige das verbindende Element, das globale Schwesternschaft möglich macht.[35] Obwohl *Women in Black* Aufrufe zu Aktionen oder Forderungen nach Einheit auf der Grundlage des Maternalismus geflissentlich vermeidet, scheinen Echos dieses Essentialismus in ihren nur von Frauen durchgeführten Demonstrationen doch noch vernehmbar zu sein. Und so sind sie Zeugnis dessen, dass die Echos und Nachbeben nicht nur zeitgenössischer Natur sind (und horizontal verlaufend den Globus umspannen), sondern auch historischer (und vertikal durch die Zeit verlaufen). Der Feminismus wird durch seine Methoden, seine Theorie und seine Geschichte konstituiert. Wir tragen unsere Vergangenheiten in die Gegenwart, jedoch niemals vollständig. Wenn wir die Reichweite unserer Politik bis weit über die Proteste gegen Geschlechterdiskriminierung hinaus ausgedehnt haben, so haben wir die alte feministische Prämisse, dass die Interessen der Frauen die Interessen der Gesellschaft sind, wie ein Echo wiedergegeben, aber nicht wiederhergestellt. Es gibt

35 Zit. nach: Christine Bard, Les Filles de Marianne. Histoire des féminismes 1914-1940, Paris 1995, S. 45.

Wiederholung, aber keine nahtlose Fortführung, da die Wiederholung in sich bereits einen Unterschied schafft – ja, ein Unterschied ist. Vielleicht ist es genau dieses Bewusstsein der Unvermeidbarkeit und Allgegenwärtigkeit von Differenz, das unser Verständnis von dem unserer Vorgängerinnen unterscheidet. Differenz als Faktor menschlichen Lebens, als Instrument der Macht, als analytisches Werkzeug und als Eigenschaft des Feminismus selbst.

Differenz jedoch nicht als scharfer Kontrast, sondern als eine Abfolge von Echos, von Nachbeben. Diese Konferenz ist eines dieser Nachbeben. Sie hat ihren Namen und ihre Inspiration von einer zähen Gruppe von Frauen, die entschlossen waren, Kollegialität und intellektuellen Austausch untereinander zu pflegen und ihre Situation innerhalb der *American Historical Association* zu verbessern. Obwohl wir uns mit Dorothy Fowlers Widerstand gegen Stanley Pargellis identifizieren können, ihre Ausdauer bewundern und sie (das tue ich zumindest) um ihre Geduld beneiden, so unterscheidet sich unser Feminismus doch von ihrem. Wir leben in einer anderen Welt: Sie ist postkolonial, postmodern und hat den Kalten Krieg überwunden. Es ist nicht einfach, einen Weg zu finden, die Unterschiede, die sich aus sechzig Jahren Geschichte ergeben, im einzelnen und vollständig zu beschreiben, ohne in das binäre Denken zu verfallen, das ich in meinem Vortrag kritisiert habe. Nur der zeitlich bedingte Abstand und die Kurzsichtigkeit, die mit ihm einhergeht, können uns dazu bringen, Fowlers Aufgabe als einfacher oder unsere Werkzeuge als schärfer und feiner als die ihrigen zu beschreiben. Das ist der Grund, warum Nachhall, Echo und Nachbeben geeigneter sind, um über unser Verhältnis zur feministischen Geschichtsschreibung nachzudenken, zu deren Gedenken wir hier versammelt sind und die wir in den nächsten Tagen praktizieren werden. Die Nachbeben des Feminismus sind in der Regel nicht welterschütternd gewesen, aber sie haben jede Menge Irritationen geschaffen, entlang der Breiten- und Längengrade. Wir genießen diese Irritationen, denn im besten Fall sind sie unnachgiebig und grenzüberschreitend, paradox und subversiv. Und sie hinterlassen immer Spuren, manchmal sichtbar, manchmal unsichtbar. Es sind dies Neuausrichtungen und Neuordnungen, die sozial, politisch und persönlich sind. Sie haben Auswirkungen auf den Kern unseres Seins – als Frauen, als Bürgerinnen und als strategisch Handelnde, die einen Unterschied in unseren Welten machen.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Klaus G. Unger